

## Predigt über Johannes 5,39-47

Erster Sonntag nach Trinitatis, 26. Juni 2011, Berliner Dom

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag, den ersten Sonntag nach dem Trinitatisfest, steht im 5. Kapitel des Johannesevangeliums. Er lautet:

Ihr sucht in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeugt; aber ihr wollt nicht zu mir kommen, dass ihr das Leben hättet. Ich nehme nicht Ehre von Menschen; aber ich kenne euch, dass ihr nicht Gottes Liebe in euch habt. Ich bin gekommen in meines Vaters Namen und ihr nehmt mich nicht an. Wenn ein anderer kommen wird in seinem eigenen Namen, *den* werdet ihr annehmen. Wie könnt ihr *glauben*, die ihr Ehre voneinander annehmt, und die Ehre, die von dem alleinigen Gott ist, sucht ihr nicht? Ihr sollt nicht meinen, dass *ich* euch vor dem Vater verklagen werde; es ist einer, der euch verklagt: Mose, auf den ihr hofft. Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben. Wenn ihr aber seinen Schriften nicht glaubt, wie werdet ihr meinen Worten glauben?

Was wir hier vor uns haben, liebe Gemeinde, ist eine Rede Jesu an die Juden. Eine harte Rede, kein Zweifel. Das Johannesevangelium ist voll von solchen Attacken. Immer wieder konfrontiert Jesus die Juden mit den Folgen ihres Widerstands gegen seine Sendung, ihrem Unglauben gegenüber seiner Botschaft. Schroff stellt er sie zur Rede, weil sie in ihm nicht den von Gott in die Welt Gesandten erkennen, spricht ihnen sogar ab, Abrahamskinder zu sein. Der Konflikt gipfelt

darin, dass er über sie sagt, sie hätten den Teufel zum Vater. Die Juden! Kinder des Teufels, die, wie unser Predigttext sagt, ihre eigenen Schriften nicht verstehen und deshalb von Mose, der hier stellvertretend für diese Schriften genannt wird, vor Gott verklagt werden! So steht es tatsächlich im Neuen Testament. Der Atem will einem stocken, man will das nicht wahrhaben, nach all dem, was Christen Juden angetan haben. Wo bleibt da der Gott, der doch die Liebe ist, der barmherzige Vater, den Jesus verkündigt hat, was wird aus dem christlich-jüdischen Dialog, was aus dem Gebot der Nächsten- und sogar der Feindesliebe, auf das sich Christen seit jeher so viel zugute halten? Diese Fragen stellen sich sofort ein.

Und so fehlt es nicht an gut gemeinten Entsorgungsversuchen der harten Reden Jesu im Johannesevangelium. Ein Versuch ist, sie durch Übersetzungen zu ermäßigen. Mit Bibelübersetzungen kann man bekanntlich allerhand anstellen, den Text notfalls passend machen, damit er ungefähr das sagt, was er nach Meinung seines Übersetzers oder seiner Übersetzerin eigentlich sagen wollte. Bei anstößigen Texten ist das ein besonders beliebtes Verfahren. Ein anderer Versuch ist die neutralisierende Interpretation. Jesus habe das gar nicht gesagt, im Johannesevangelium spiegle sich vielmehr ein scharfer Konflikt, den eine frühchristliche Gemeinde mit dem Judentum ausfechten musste, von dem es gerade verstoßen worden sei. Für bare Münze müsse man die harten Worte darum nicht nehmen. Ein dritter Versuch ist die Entschärfung des Konfliktes. Jesus sei schließlich selbst Jude gewesen, darum könne er sich historisch betrachtet gar nicht pauschal „den Juden“ gegenübergestellt haben. Es gehe in Wahrheit um etwas anderes: um die Welt, die Jesus nicht anerkennt, die Juden stünden nur symbolisch dafür, wörtlich sei das nicht zu nehmen.

Gut gemeint ist das alles, und es ist auch nicht einfach falsch. Natürlich ist es richtig, darauf hinzuweisen, dass hinter einem Text wie dem Johannesevangelium

eine Situation steht, in der das frühe Christentum seine eigene Identität erst finden musste. Polemische Abgrenzungen lagen dabei gerade denen gegenüber nahe, mit denen man am engsten verbunden war. Schließlich waren sie alle selbst Juden: Jesus, Paulus, Petrus, sicher auch der Verfasser des Johannesevangeliums. Sie beriefen sich auf dieselben Schriften, verstanden sie aber in ganz eigener Weise: als Weissagungen auf dasjenige Geschehen, das in der Geschichte Jesu Christi zur Erfüllung kommt. Der Streit um den Anspruch auf die „richtige“ Auslegung der Schriften Israels, die in der christlichen Bibel „Altes Testament“ heißen, wurde darum im frühen Christentum so erbittert geführt. All das muss man hören, wenn wir heute, zweitausend Jahre voll von christlichem Antijudaismus später, diese Texte lesen.

Das alles ist richtig, und doch lauert die Gefahr, vordergründige *political correctness* zum Maßstab dafür zu machen, was sein darf und was nicht. In Zeiten, in denen man vollmundig die „jüdisch-christliche“ Tradition beschwört – was gut klingt und wohlfeil ist, solange niemand nachfragt, was damit eigentlich genau gemeint sein soll – in solchen Zeiten will man sie lieber nicht hören, die harten Reden Jesu gegen die Juden im Johannesevangelium, die ja viel eher danach klingen, dass hier eine christliche *gegen* eine jüdische Tradition profiliert wird.

„Nun steht aber diese Sache im Evangelium, und christliche Theologie muß zusehen, wie sie mit ihr zurechtkommt“, hat der katholische Neutestamentler Franz Mußner einmal formuliert, einer der engagiertesten Verfechter der Aussöhnung zwischen Christen und Juden und einer christlichen Theologie, die sich ihrer jüdischen Wurzeln bewusst werden muss. Mehr noch, „diese Sache“ steht nicht nur im Evangelium, sie ist heute sogar Predigttext. Ein Text, der sich nicht recht fügen will zu dem, was wir gerne sagen und hören, wenn wir über Christen und Juden sprechen. Die Auslegung eines biblischen Textes muss aber

unabhängig davon erfolgen, was wir gerne hören wollen, wenn sie diesem Text gerecht werden will. Hören wir also auf den Text.

Jesus wirft den Juden vor, sie würden in den Schriften – gemeint sind natürlich die heiligen Schriften Israels – suchen, ohne sie zu verstehen. Genauer müsste man formulieren: Sie, also die Juden, *durchforschen* die Schriften. Das Verb, das Johannes hier verwendet, bezeichnet den unermüdlichen Eifer, das große Bemühen, die Bedeutung der Schriften zu verstehen. Intensives Studium ist es also, das die Juden diesem Ausdruck zufolge auf die heiligen Schriften anwenden. Und das tun sie natürlich bis zum heutigen Tag, in Synagogen und Toraschulen, kann man sich ein eindrückliches Bild davon verschaffen. Sie wollen in diesen Schriften, die ihnen wie uns Wort Gottes sind, das ewige Leben finden – und doch, so Jesus im Johannesevangelium, ist dieser Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil sie das Entscheidende nicht erkennen: Diese Schriften legen von Jesus Zeugnis ab, aber zu ihm wollen sie nicht kommen. Damit aber haben sie sich zugleich von Gott getrennt. Kurz vor dem Text, den wir gerade gehört haben, heißt es sogar, sie hätten noch niemals die Stimme des Vaters, der Jesus gesandt hat, gehört und noch niemals seine Gestalt gesehen. Eine klare Trennlinie wird gezogen: hier Gott, der Vater und Jesus, der Sohn, dort die Juden, die nicht verstehen, wer Jesus ist, und darum auch Gott nicht kennen.

Eine geradezu tragische Situation entsteht. Da bemühen sich die Juden darum, die Schriften möglichst genau zu verstehen und zielen doch genau an dem vorbei, worauf es ankommt, ja, man muss sogar sagen: was ihnen unmittelbar vor Augen steht. Sie vermögen nicht zu sehen, dass Jesus der von Gott gesandte Offenbarer ist, das Brot des Lebens, das Licht der Welt, die Auferstehung und das Leben. „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“, „Wer mich sieht, der sieht den Vater“, „Ich und der Vater sind eins“ – so lauten die großen Worte, mit denen Jesus im Johannesevangelium über sich und seine Sendung durch Gott spricht.

Größer kann man nicht von Jesus reden, als es der Verfasser des Johannesevangeliums tut, der seine Erzählung über Jesus ganz oben und ganz vorne, vor aller Zeit, beginnen lässt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war selbst Gott“. Johannes war es darum auch, den man im frühen Christentum den „Theologos“, den „Theologen“ nannte, weil er so wunderbar zu dichten und in so geist-voller Weise über Gott und Jesus Christus zu schreiben verstand. „Theologos“, das muss man hinzufügen, hatte im antiken Christentum eine andere Bedeutung als heute, aber es ist das Schlechteste nicht, wenn Theologen wunderbar zu dichten und geistvoll zu reden verstehen.

Der Jesus, der uns im Johannesevangelium entgegentritt, kommt aus einer anderen, einer göttlichen Sphäre. Er bringt Licht und Leben in die Welt, die in Finsternis gehüllt ist und ihn nicht aufnehmen will. Rätselhaft erscheint, was er tut und wie er redet. Wasser wird zu Wein, Lazarus kommt aus dem Grab, über sich selbst sagt er, er sei das Brot vom Himmel und man müsse sein Fleisch essen und sein Blut trinken. Rätselhafte Worte, die sich nur bei genauem Hinhören erschließen. Er, so fragen die Juden, gerade er, soll derjenige sein, der Gott in die Welt bringt, den niemand jemals gesehen hat? Das ist doch Wahnsinn, das steht ganz anders in der Schrift, lies doch selber nach, fordern sie ihn auf. Der Messias kommt aus Betlehem, aus der Stadt Davids, nicht wie dieser hier aus Galiläa. Johannes kennt keine Weihnachtsromantik, hier treffen die harten Fakten aufeinander. Hier die Schrift – dort der dahergelaufene Galiläer, der behauptet, er sei der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Ja, bei Johannes geht es ums Ganze. Glaube oder Unglaube, Licht oder Finsternis, Leben oder Tod. Kein Wunder, dass das die Juden vor den Kopf stößt. Immerhin bezieht er ihre Schriften auf sich und legt sie in, nennen wir es: durchaus großzügiger Weise aus. Wer wäre da nicht irritiert? Wollt ihr auch weggehen? fragt Jesus seine Jünger, als sich viele Menschen ob seiner harten Reden von ihm

abwenden. Dieser Jesus des Johannesevangeliums macht es den Menschen nicht leicht. Er fordert bedingungslose Zustimmung, erwartet, dass man in ihm den exklusiven Offenbarer des Vaters im Himmel erkennt. Wie gerne hätten wir es eine Nummer kleiner, wären ja schon zufrieden, wenn uns einer freundlich ermahnte, nett zueinander zu sein und die Andersgläubigen zu respektieren.

Das Ärgernis des Johannesevangeliums liegt darum auch nicht darin, dass es harte Worte gegen die Juden formuliert. Versucht man, es mit ein paar historischen Anmerkungen zu entschärfen, damit es uns nicht stört in unserem Bemühen, die jüdischen Wurzeln des Christentums wiederzuentdecken, hat man seine Provokation gleich mit entsorgt. Die Provokation des Johannesevangeliums ist der unerhörte Ausschließlichkeitsanspruch, den Jesus erhebt. Das ist eine harte Rede, sagen die Juden, wer kann das hören? Können wir es hören?

Man singt heute gerne das hohe Lied des Polytheismus, der Anerkennung vieler Götter, und ist erfreut über die doch eher triviale und zumindest interpretationsbedürftige Aussage, der Islam gehöre zu Deutschland. Interessanter wäre, was eigentlich daraus folgen würde, wenn wir uns auf unsere christlichen Wurzeln besännen. Ist es mehr als Folklore, die gerade soweit reicht, dass wir die Kirche als Verein zur Bewahrung kultureller Denkmäler und abendländischer Traditionen tolerieren, sie uns aber ansonsten nicht behelligen soll? Verstehen wir noch, was das eigentlich heißt, sich auf Jesus als den Offenbarer Gottes einzulassen? Berührt es uns, stört es uns, wie die Juden, die das nicht einfach so hinnehmen wollten?

Der Predigttext aus dem Johannesevangelium spricht von der Liebe Gottes, die die Kontrahenten Jesu nicht in sich haben, stattdessen aber menschliche Ehre gerne annehmen. Ein scharfer Kontrast zwischen Gott und Welt tut sich auf, zwischen der Ehre des einzigen Gottes und menschlicher Ehre: „Wie könnt ihr *glauben*, die ihr Ehre voneinander annehmt, und die Ehre, die von dem alleinigen

Gott ist, sucht ihr nicht?“ Groß ist die Neigung, selbsternannten Meinungsführern nachzulaufen, die doch oft nicht mehr zu verkünden haben als sich selbst. „Wenn ein anderer kommen wird in seinem eigenen Namen, den werdet ihr annehmen.“ Eine kritische Prüfung der Geister ist gefordert, nicht zuletzt in der Kirche. Nicht jeder, nicht jede, der oder die sich aufschwingt, christlichen Glauben öffentlich zu vertreten, tut dies mit Mut und Wahrhaftigkeit. Manchmal ist mehr Schein als Sein, und telegene Auftritte sind noch kein Ausweis von authentischem Zeugnis. Dem Text aus dem Johannesevangelium kommt man nicht auf die Spur, wenn man ihn historisiert oder ihm seine polemische Spitze nimmt. Man kommt ihm allerdings auch nicht dadurch auf die Spur, dass man ihn antijüdisch liest und sich als Christ beruhigt auf der sicheren Seite wähnt. Der Text provoziert. Er kommt daher als die große Störung aller Selbstzufriedenheit. Wenn man sich bequem einrichtet mit ihm, hat man schon verloren. Forscht ihr nur in den Schriften, sie selbst sind es, die euch verklagen. Das müssen sich auch alle die gesagt sein lassen, die die biblischen Texte als historische Dokumente lesen, ihrem Anspruch aber ausweichen.

Und doch: Wem wäre nicht lieber, wenn Texte wie diese nicht in der Bibel ständen? Die harten Reden gegen die Juden sind und bleiben ein Ärgernis, auch eine Gefahr. Niemals dürfen sie missbraucht werden, niemals können polemische Spitzensätze, mit denen Juden der Anspruch auf ihre heiligen Schriften bestritten wird, die Grundlage des Verhältnisses von Christen und Juden sein. Und doch steht diese harte Rede im Evangelium. Sie steht dort als ein Zeugnis für die Umstrittenheit Jesu seit den Anfängen des christlichen Glaubens; als Ausdruck dafür, dass sich das Bekenntnis zu Jesus immer schon gegenüber anderen Ansprüchen auf Wahrheit behaupten musste. Sie steht dort nicht zuletzt als Erweis der Tatsache, dass sich der christliche Glaube auf dieselben Zeugnisse beruft wie die Juden, auch wenn er sie anders liest. Gerade in dieser engen

Bezogenheit verbindet uns mit dem Judentum letztlich viel mehr, als uns von ihm trennt. Und so steht auch im Johannesevangelium nicht zufällig der Satz, der die harten Reden Jesu in ein heilvolles Licht stellt: „Das Heil kommt von den Juden“ sagt Jesus zu der samaritanischen Frau am Brunnen und stellt seine eigene Sendung damit in die Tradition des jüdischen Glaubens und seiner Schriften.

Der Text aus dem Johannesevangelium führt uns so mitten hinein in das Zentrum des christlichen Glaubens. Er stellt uns den hohen Anspruch vor Augen, dass ewiges Leben nur im Glauben an Jesus zu gewinnen ist; er weist unmissverständlich darauf hin, dass der christliche Glaube seine eigene Sicht auf die Schriften Israels hat; er zeigt auf, dass uns mit dem Judentum der Glaube an den einen Gott, den Gott Israels und der Welt, verbindet und uns zugleich auch von ihm trennt. Christen glauben, dass sich dieser eine Gott in Jesus Christus offenbart hat, dass erst *er* Gott den Menschen nahegebracht hat, dass wir in der durch diesen Glauben geeinten, vom Heiligen Geist geprägten Gemeinschaft leben. Darum ist christlicher Glaube der Glaube an den dreieinigen Gott. Das feiern wir in dieser Zeit, der Trinitatiszeit, die am vorigen Sonntag begonnen hat. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.